

## Demokratie leben!

Predigt über Jer 20, 7-13 in Bietingheim

von Reiner Anselm

Liebe Gemeinde,

der Predigttext, den die neue Perikopenordnung für den heutigen Sonntag Okuli, den dritten Sonntag in der Passionszeit, steht im Jeremiabuch im 20. Kapitel. Es handelt sich um die fünfte der sogenannten Konfessionen des Jeremia, Bekenntnisse, in denen Jeremia Gott sein Leid klagt, und zwar ein Leid, das aus tiefer Treue zum Gott Israels entspringt. Das Motiv des Klagenden, der für seinen Glauben leidet und doch an den Herrn glaubt, verbindet diesen Text mit der Passionszeit, die Gewissheit, dass der Herr den seinen Recht schafft, mit dem Leitmotiv des Sonntags Okuli, das aus dem 25. Psalm genommen ist: Meine Augen sehen stets auf den Herrn (Ps. 25,15).

*<sup>7</sup>HERR, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen! Du bist stärker als ich und hast den Kampf gewonnen. Und nun werde ich lächerlich gemacht – tagaus, tagein; alle verhöhnen mich! <sup>8</sup>Denn sooft ich das Wort ergreife, muss ich schreien: „Gewalt und Zerstörung erwarten euch!“ Deine Botschaft bringt mir nichts als Hohn und Spott. <sup>9</sup>Wenn ich mir aber vornehme: „Ich will nicht mehr an Gott denken und nicht länger in seinem Namen reden“ dann brennt dein Wort in meinem Herzen wie ein Feuer, ja, es glüht tief in mir. Ich habe versucht, es zurückzuhalten, aber ich kann es nicht! <sup>10</sup>Ich höre viele hinter meinem Rücken tuscheln: „Von ihm hört man nichts als Schreckensmeldungen! Zeigt ihn an, wir wollen ihn verklagen!“ Alle, denen ich vertraut habe, lauern darauf, dass ich zu Fall gebracht werde. „Vielleicht lässt er sich hereinlegen, dann ist er uns ausgeliefert, und wir können uns an ihm rächen!“, sagen sie. <sup>11</sup>Aber du, HERR, stehst mir bei wie ein mächtiger Held! Darum werden meine Feinde stürzen und nicht den Sieg davontragen. Nein, es wird ihnen niemals gelingen! Unvergesslich und groß wird ihre Schande sein!*

<sup>12</sup>HERR, allmächtiger Gott, du prüfst die Menschen, die nach deinem Willen leben, du kennst sie ganz genau. Lass mich mit eigenen Augen sehen, wie du meine Feinde für ihre Bosheit bestrafst! Dir habe ich meinen Fall anvertraut. <sup>13</sup>Singt für den HERRN und lobt ihn! Denn er rettet den Armen aus der Gewalt boshafter Menschen.

Den Kontext unseres Abschnittes bildet eine Strafe, die der Tempelaufseher Paschur Jeremia auferlegt hat, weil er ein Gerichtswort Gottes über das Volk Israel hat ergehen lassen. Jeremia wird eine zeitlang festgehalten, und nach seiner Freilassung bekräftigt er dieses Gericht nochmals. In unserem Predigttext beschreibt Jeremia die inneren Spannungen und Konflikte, die ihn treffen, weil er sich gezwungen sieht, die Gerichtsworte Gottes weiterzugeben. Er ist innerlich zerrissen, weil er der göttlichen Macht nicht entkommen kann – aber zugleich auch immer größere Schwierigkeiten hat, den Spott und die Anfeindungen seiner Gegner zu ertragen, weil er nur das Gericht verkündigen kann – und dieses auf sich warten lässt. Und doch hält Jeremia am Willen Gottes fest, er fällt weder von ihm ab, noch versucht er sich in Rache oder Selbstjustiz. Er überlässt Gott das den Fall, er soll für Gerechtigkeit sorgen. Eine gewisse Genugtuung für den Fall, dass Gott die eigenen Gegner zur Rechenschaft ziehen sollte, ist allerdings auch dabei.

Politisch betrachtet, sehen wir hier das Wirken einer derjenigen Unheilspropheten, die die Gegenwart nur als Ort der Verfehlung sehen kann und dafür den Auftrag Gottes beanspruchen. Kein Wunder, dass der Tempelaufseher, also einer derer, die über das Wirken der Propheten im Tempel zu wachen hatte, hier eingreifen möchte: Schlechte Nachrichten lassen sich auch herbeireden, eine Einsicht, die ganz offenbar nicht erst seit den Debatten über das sogenannte *Framing* bekannt ist. Zudem werden wir hier indirekt Zeugen der prophetischen Praxis im antiken Israel, die zwar nur ganz schwache Spuren in der Bibel hinterlassen hat, aber dennoch dominant gewesen sein dürfte: Einer Prophetie, die wahrscheinlich eher der Verherrlichung der dominanten politischen Akteure denn

ihrer Kritik diene. Gerade vormoderne Regimes haben sich ja gern mit gelehrten, am besten noch religiös legitimierten Claqueuren umgeben, in deren leicht ausrechenbarer überweltlicher Legitimation man sich sonnen konnte – und leider sind auch Herrschaftsformen in der Moderne nicht vor dieser Praxis gefeit, noch nicht einmal, wie wir erschreckt und erstaunt erleben müssen, in Demokratien.

Jeremia gehört zur Minderheit – in unseren Kategorien zur Opposition. Dieser Minderheitenstatus und die Abneigung gegenüber dem bloßen Legitimieren herrschender Politik hebt ihn ab von den Tempelpropheten, die in seinem Umfeld agieren. Dieser Minderheitenstatus unterscheidet ihn, interessanterweise aber nicht die Überzeugung, die eigene Position durch den Hinweis auf höhere Autoritäten legitimieren zu müssen. Eindrucksvoll ist, wie Jeremia Kurs hält; er zweifelt allenfalls kurz an seinen Überzeugungen, doch er bleibt, gegen alle Anfechtungen dabei. Es ist eindrucksvoll, aber es regt auch zur Nachfrage und zum Nachdenken an. Gewiss, Demokratien brauchen eine Opposition, brauchen Menschen, die anderer Meinung sind und diese Meinung auch nachdrücklich vertreten. Aber, und hier enden die Analogien eben auch, eine solche Opposition darf sich nicht darauf versteifen, in der Ablehnung Recht behalten zu wollen und zugleich sich der argumentativen Auseinandersetzung zu entziehen. Denn was im Blick auf seinen eigenen Glauben durchaus vorbildlich sein kann, ist im Politischen verhängnisvoll: Wer sich mit dem Verweis auf Standhaftigkeit und ideologische Prägnanz einmauert, in die innere Emigration geht und den Austausch, vor allem auch die Möglichkeit, die eigene Position zu überdenken und auch zu revidieren verweigert, der verfehlt die Aufgabe, die einer Opposition in der Demokratie zukommt. Insofern hätte ich doch meine Zweifel, ob Jeremia bei allen Anklängen an die gegenwärtige Situation wirklich als Vorbild für die SPD tauglich wäre.

Demokratien brauchen aber nicht nur eine Opposition, sie brauchen eben auch das Bewusstsein von der Vorläufigkeit und der Revidier-

barkeit einzelner Entscheidungen. Jeremia ist hier positives und negatives Vorbild zugleich. Negativ, weil er, wie die anderen Propheten auch, die Aussagen zum Zusammenleben und damit – modern gesprochen – zum Politischen mit einer besonderen, überweltlichen Autorität ausstattet: Er ist lediglich das Sprachrohr für Einschätzungen, die sich unmittelbar dem Urteil und dem Willen Gottes verdanken. Diese Position mag sich mit dem Selbstverständnis mancher kirchlicher Funktionärin und manchen kirchlichen Funktionärs decken – mit der Demokratie ist sein Gestus unvereinbar, zumindest dann, wenn sich damit die bei Jeremia angedeutete Weigerung verbindet, über die eigene Position mit solchen zu sprechen, die sich auf ihre Wahrnehmung und Vernunft und eben gerade nicht auf den Einfluss Gottes berufen.

Jeremia ist aber auch ein positives Vorbild, dergestalt nämlich, dass sich seine Überzeugung, die Entscheidung über den angemessenen Umgang mit den politischen Gegnern in der letzten Konsequenz Gott zu überlassen, dann durchaus mit demokratischen Überzeugungen verbinden lässt, dann nämlich, wenn diese Bemerkung so ausgelegt wird, dass sie die von Dietrich Bonhoeffer so prägnant gefasste Unterscheidung zwischen dem „Letzten“ und dem „Vorletzten“ zum Ausdruck bringt. Das setzt aber voraus, dass wir im Horizont der Verkündigung Jesu und der Wirkungsgeschichte der Bibel die Rede vom Gericht Gottes nicht mehr unmittelbar politisch auslegen, sondern die politische Bedeutung des biblischen Zeugnisses eher indirekt auffassen: Hier wird ein Rahmen bereitgestellt, der durch ein menschliches Handeln konkretisiert werden muss. Der Rückgriff auf die Autorität Gottes begrenzt in dieser Perspektive nur die Reichweite menschlicher Argumentation und menschlichen Urteilsvermögens, ohne direkte Handlungen vorzugeben.

Wohlgemerkt: Eine solche Auslegung ist weit weg von der literarischen Gestalt des Jeremiabuches. Sie ist im engeren Sinne auch keine Auslegung, sondern eher eine Rückversicherung, dass die konstitutiven Elemente der Demokratie, Begrenzung der Macht, gegenseitige Korrek-

tur und gegenseitige konstruktive Kritik, sich zwar nicht unmittelbar aus dem Jeremiabuch ergeben, wohl aber sich zurückführen lassen auf argumentationsfiguren im christentumsgeschichtlichen Kontext.

Die Tatsache, dass Gott letztlich die Instanz ist, die den Menschen ihren rechten Ort zuweist, bedeutet in dieser Perspektive eine radikale Relativierung scheinbar unverrückbarer Überzeugungen, bedeutet auch einen Abschied von der überweltlich legitimierten Position der Prophetie. Gerade als Christinnen und Christen wissen wir um die Grenzen unserer Vernunft. Niemand von uns ist im Besitz letzter Wahrheiten – das müssen wir uns ebenso immer wieder deutlich machen, wie wir aufgefordert sind, nicht nur als Christen zu glauben, sondern auch als Christen zu leben, nicht nur die Demokratie gut zu heißen, sondern sich als Demokratinnen und Demokraten zu betätigen.

Daran zu denken, dass wir nicht über letztgültige Wahrheiten verfügen, ist wichtig, weil es uns davor schützt, im Namen des Guten gegen den Geist der Versöhnung und damit gegen den Geist Christi zu verstoßen. Denn so richtig es ist, dass unser Glaube immer auch ein gesellschaftliches Handeln erfordert, so sehr steht er all den Positionen entgegen, die meinen, allein zu wissen, was die richtige Handlung ist. Die Alternativlosigkeit ist gerade nicht die Vorstellung der christlichen Ethik, eher die Suche nach Kompromissen, das Ausloten, wo im Dickicht widerstreitender Ideale und Interessen Gemeinsamkeiten festgehalten werden können.

Die vergangenen Monate und Jahre waren auch in der Kirche davon gekennzeichnet, in den großen kontroversen Fragen um Migration und Umweltschutz, um Sterbehilfe und Pränataldiagnostik, um Europäische Integration und die Zukunft der Demokratie häufig schnell und markant mit unverwechselbaren und unverrückbaren Antworten aufzutreten. Doch eine solche Klarheit gibt es in den kontroversen Fragen der Lebensführung nicht; wir haben es immer mit Einzelfällen, mit diffusen Situationen und unterschiedlichen Interessen zu tun. Genau hier spielt aber die

Demokratie ihre Stärke aus: Sie stellt im Verbund mit den rechtsstaatlichen Prozeduren Verfahren bereit, um solche kontroverse Fragen zu entscheiden.

Dabei darf man sich aber nichts vormachen: Demokratie ist anstrengend. Und man kann in der Demokratie nicht immer gewinnen, nicht immer die eigene Meinung durchsetzen. Man muss nicht unbedingt gleich gefangen genommen werden, weil andere Instanzen oder Parteien anderer Meinung sind – so wie Jeremia von dem Tempelaufseher festgesetzt wird. Wenig Toleranz aber können und dürfen Demokratien üben, wenn sich die Beteiligten Kompromissen verschließen und stattdessen – wie wir das gerade in der angelsächsischen Welt aber auch im Oppositionstil der AfD erleben – auf einer unverrückbaren eigenen Position beharren, womöglich noch autorisiert durch Gott selbst.

Aber geht die Bedeutung des Glaubens in einer solchen Bestimmung der Grenzen menschlicher Urteilsfähigkeit und der Eröffnung von politischen Handlungsräumen und Kompromissen auf? Unser Predigttext weist hier in eine eindeutige Richtung: Das Wort Gottes fungiert als eine starke, motivierende Kraft, das zu tun, was als Aufforderung zum Handeln aus unserem Glauben entspringt. Für Christinnen und Christen ist das ein Handeln im Geist der Versöhnung – dem religiösen Ausdruck des Kompromisses. Wer an das Wort Gottes glaubt, der ist getragen von einer Erfahrung der Fülle, von einer motivierenden Kraft, die den Einzelnen auf andere zugehen lässt. Diese Kraft lässt sich nicht in die Sprache der Vernunft übersetzen, sie ist, wie es bei Jeremia schön formuliert ist, ein Feuer, das in uns brennt und aus der Erfahrung des Glaubens resultiert.

Die Bedeutung einer solchen Kraft lässt sich gut am Beispiel der Partnerschaft verdeutlichen, wenn sich beide Partner gegenseitig als füreinander bestimmt wahrnehmen und daraus die Motivation für einen gemeinsamen Lebensweg schöpfen. Dieser Gedanke lässt sich leicht auf das gesellschaftliche Zusammenleben übertragen: Demokratie ist darauf angewiesen, dass Bürgerinnen und Bürger einander als freie und gleiche

anerkennen, christlich gesprochen: dass sie sich gegenseitig als Kinder Gottes wahrnehmen. Diese Anerkennung kann durch das politische System nicht erzwungen werden, sie verdankt sich für unseren Kontext ganz wesentlich der christlichen Tradition – auch wenn diese Überzeugung vehement gegen die verfassten Kirchen erstritten werden musste. Diese Auffassung aber, auch die Überzeugung, dass jeder Mensch gleich viel wert ist, dass es grundlegende und durch nichts verwirkbare Rechte gibt, all dies sind für das Zusammenleben in einer Demokratie unverzichtbare Elemente, die fest in der Tradition des Christentums verankert sind. Nicht exklusiv, aber durchaus stilbildend.

Christliches Leben beschreibt ein Leben aus der Fülle, aus dem Feuer und der Fülle des Glaubens. In ihm erscheinen die anderen als Kinder Gottes, es lässt uns auf andere zugehen, und motiviert uns, uns ihnen zuzuwenden. Das gilt für das Zusammenleben in einer Partnerschaft und in der Familie, es gilt aber auch für das Gemeinwesen, gerade in einer freiheitlichen Demokratie. Damit sie lebendig bleibt, ist sie auf motivierende Kräfte angewiesen. Diese Kräfte wach zu halten ist die mit Abstand wichtigste Aufgabe, die der Kirche in einer Demokratie zukommt. In dieser Hinsicht ist die Überzeugung des Jeremia weiterzuentwickeln, er handle im Auftrag Gottes. Der Glaube ist keine politische Position, aber er ist eminent politisch, weil er dazu anleitet, sich für andere einzusetzen, ihre Position zu hören und sie als Partnerinnen und Partner für politische Kompromisse ernst zu nehmen.

Amen.